HEIA SAFARI!

DIE JUNGENSCHAFT

Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk / Berlin / 23. Juni 1937 / Folge 11

I. Teil: Der Heimabend

Kameraden!

Heia Safari! Mit diesem Ruf feuerten deutsche Offiziere einst ihre schwarzen Soldaten, die Askari, an. Heia Safari! Der Ruf ist nicht vergessen, in Deutschland nicht und nicht in Afrika.

Später als alle anderen Völker, nachdem schon fast die ganze Welt aufgeteilt war, erwarb sich Deutschland Kolonien. Einige wenige Pioniere waren es, die zuerst hinausgingen und die deutsche Flagge in Afrika und in der Südsee hißten. Unsterblich sind die Namen Franz Adolf Lüderitz, dem wir die Gründung Deutsch-Südwestafrikas verdanken, Gustav Nachtigal, der Togo und Kamerun für Deutschland erwarb, Karl Peters und Hermann von Wißmann, die dem Reiche seine stolzeste Kolonie, Deutsch-Ostafrika, sicherten, und viele andere.

Obwohl unsere Kolonien die jüngsten waren, entwickelten sie sich in kurzer Zeit zu Musterkolonien für die ganze Welt. Fleiß und Tüchtigkeit der Deutschen gaben diesen Ländern ein neues Gesicht. Deutschlands Leistungen in seinen Kolonien erwarben sich bald die Achtung der ganzen Welt — und waren zugleich vielfach der Anlaß zu Neid und Mißgunst. So fielen, als der Weltkrieg ausbrach, unsere damaligen Gegner sogleich über unsere Kolonien her, um sie als ganz besonders wertvolle Beute den Deutschen wegzunehmen. Nur eine kleine Schutztruppe stand zur Verteidigung bereit. Doch ihre Leistungen in den oftmals aussichtslosen Verteidigungskämpfen standen denen der deutschen Heere in Europa nicht nach.

In Ostafrika kämpften insgesamt 3000 Deutsche und 12 000 Askari (Negertruppen) gegen eine Übermacht von 300 000 Mann! 130 englische Generale versuchten mit aller Macht, die ihnen zur Verfügung stand, angefangen von der Riesenzahl weißer und farbiger Soldaten bis zu

den modernsten Waffen und Hilfsmitteln, z. B. Flugzeug und Kraftwagen, die kleine deutsche Schutztruppe, die unter Befehl des Generals von Lettow-Vorbeck stand, zu vernichten. Es ist ihnen nicht gelungen. Vier Jahre lang hielten sich die Deutschen. Sie hielten sich nicht nur, sie errangen sogar mehr als einmal glänzende Siege über den überlegenen Gegner. So schlugen schon in der ersten Schlacht des Krieges an der Küste der Kolonie 1000 Mann der Schutztruppe ein englisches Landungskorps von 8000 Mann vernichtend. 2000 Tote ließen die Engländer zurück und eine ungeheure Menge Ausrüstung und Munition. Ähnliche Niederlagen mußte der Feind noch mehrmals hinnehmen. Bis zum Ende des Krieges blieb die kleine deutsche Schutztruppe unbesiegt. Erst beim Waffenstillstand mußte auch sie die Waffen niederlegen.

Die Leistungen der Deutschen in ihren Kolonien sind viel verleumdet worden. Die Deutschen, so hieß es, hätten nicht verstanden, ihre Kolonien in der rechten Weise aufzubauen und zu pflegen. Diese Lüge haben unsere ehemaligen Kriegsgegner selber widerlegt: Nicht weniger als 12 Milliarden hat England für den Krieg um Deutsch-Ostafrika ausgegeben. Die Gier, mit der unsere ehemaligen Feinde über die deutschen Kolonien herfielen, beweist am besten, was sie wert waren. Die zweite Lüge über die deutschen Leistungen in den Kolonien ist die: Die Deutschen hätten es nicht verstanden, mit den Eingeborenen richtig umzugehen. Auch diese Lüge ist längst widerlegt, und zwar von den Eingeborenen selber: In unerschütterlicher Treue hielten sie zu ihren deutschen Herren gerade in der schwersten Kriegszeit. Unendlich viel Beweise dieser Treue gibt es. Die schönsten davon sind die Leistungen der Askari, der schwarzen Soldaten der Schutztruppe. Vier Jahre lang sind sie mit ihren deutschen Herren durch Steppe und Busch gezogen, haben Gefecht auf Gefecht unter Führung der Deutschen gegen die Übermacht der Feinde siegreich bestanden und haben trotz allen Entbehrungen und Anstrengungen treu bei ihnen ausgehalten. Dieser Kriegszug der deutschen Schutztruppe in Ostafrika ist reich an solchen Beweisen von Treue und Anhänglichkeit der Eingeborenen, die für ihre deutschen Herren ins Feuer gingen.

Der Kampf mit dem Gegner war aber nicht die einzige Gefahr, der die kleine Zahl der Deutschen und ihrer Askari ständig ausgesetzt war. Sie mußten zugleich einen Krieg führen mit vielen Nöten und Gefahren, die ihre ständigen Begleiter in Busch und Steppe waren, wie Hunger und Durst und ihr schlimmster Verbündeter: das Fieber. Ebenso gab es oftmals gefährliche Begegnungen mit den Tieren der Wildnis, und wohl jeder dieser alten Schutztruppler kann manches gefährliche Abenteuer mit wilden Tieren berichten, die ihn auf der Patrouille überraschten oder die ihn bei der Jagd anfielen. Und so spannend und schön auch oft die Schilderungen solcher Abenteuer sind, so sprechen doch auch sie von der Leistung deutscher Soldaten, die in Not und Entbehrung mitten in der Wildnis für ihr Volk auf Vorposten standen.

Gerade durch ihre beispiellose Leistung im Kampf um die Kolonien haben sich die Deutschen ein unzerstörbares Denkmal in der Erinnerung

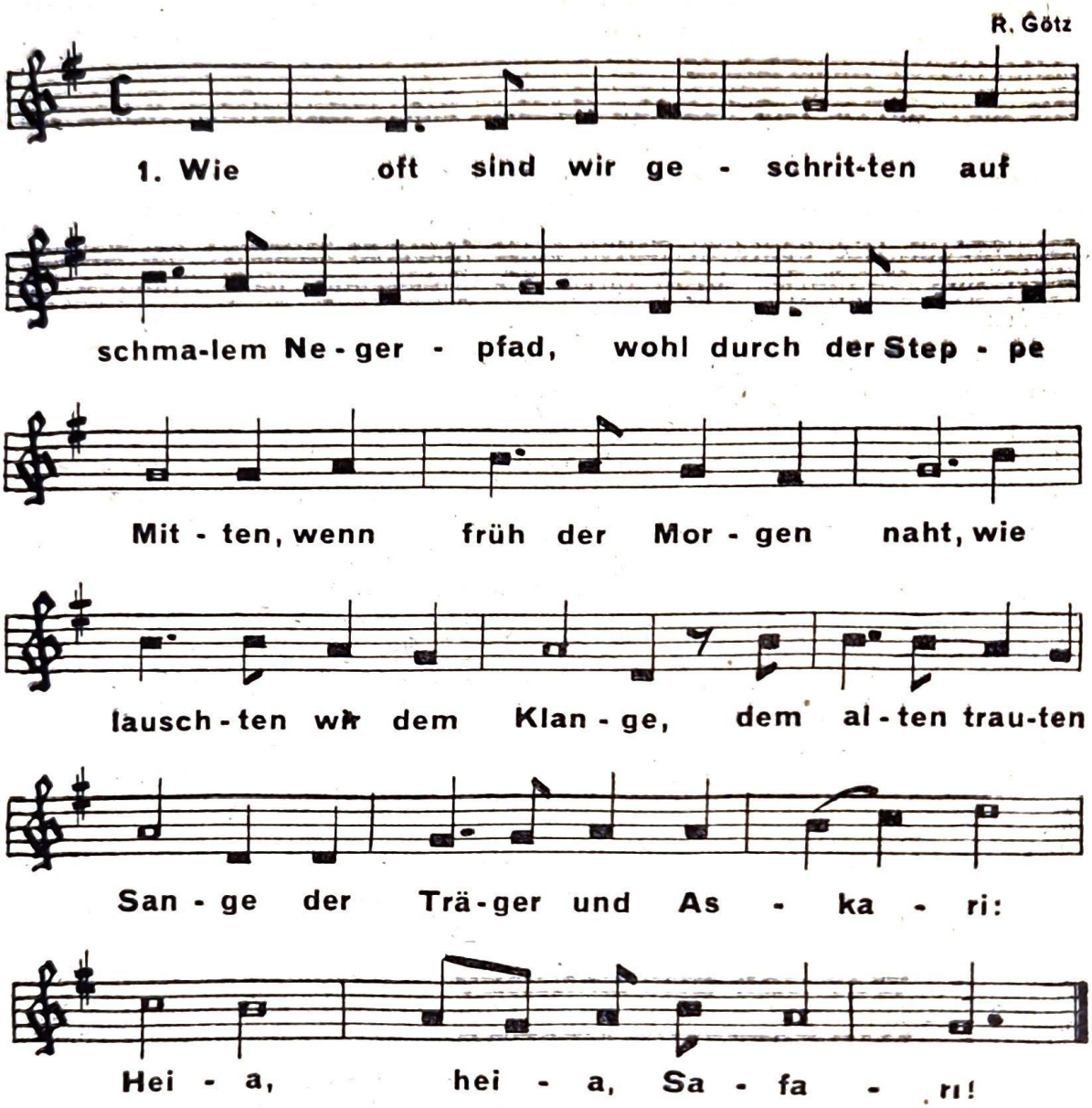
der Eingeborenen geſetzt. „Komm wieder, weißer Mann aus Deutſchland!“ Immer wieder bezeugen ſo die Eingeborenen ſelber ihren Wunſch, wieder unter die Schutzherrſchaft der Deutſchen zu kommen. Die Eingeborenen ſelber hoffen auf den Tag, an dem die Deutſchen endlich wieder zurückkehren.

Wir aber wiſſen, daß das Unrecht, das unſere ehemaligen Feinde begingen, als ſie uns unſere Kolonien raubten, einſt wiedergutgemacht werden wird. In felſenfeſter Entſchloſſenheit ſteht unſer ganzes Volk hinter der Forderung des Führers nach Rückgabe unſerer Kolonien: „Deutſchland lebt heute in Zeiten eines ſchweren Kampfes um Lebensmittel und Rohſtoffe. Alſo wird die Forderung nach Kolonien in unſerem ſo dicht beſiedelten Land als eine ſelbſtverſtändliche ſich immer wieder erheben.“

Ein Lied, das unsere ehemaligen Askari singen

Wer gab uns Brot?
Der deutsche Freund.
Wer gab uns Schutz?
Der deutsche Freund.
Komm wieder, weißer Freund!
Auf allen Straßen,
auf jedem Markt,
durch Busch und Steppe klagt mein Lied.
Komm wieder, weißer Freund!
Die Berge warten,
die Palmenwälder.
Die Tage fallen öd' ins Land der Hütten.
Komm wieder, deutscher Freund!

Heia, Safari!



2. Steil über Berg und Klüfte, durch tiefe Urwaldnacht, wo schwül und feucht die Lüfte und nie die Sonne lacht, durch Steppengräserwogen sind wir hindurchgezogen mit Trägern und Askari: Heia, heia, Safari!

3. Und saßen wir am Feuer des Nachts wohl vor dem Zelt, lag wie in stiller Feier um uns die nächt'ge Welt. Und über dunkle Hänge tönt es wie ferne Klänge von Trägern und Askari: Heia, heia, Safari!

4. Tret ich die letzte Reise, die große Fahrt einst an, auf, singt mir diese Weise statt Trauerlieder dann, daß meinem Jägerohre dort vor dem Himmelstore es kling' wie ein Halali: Heia, heia, Safari!

Ständig lauert Gefahr in Busch und Steppe, die den Eingeborenen und ebenso den weißen Farmer bedroht, und erst recht den Askari und den Soldaten der Schutztruppe. Die folgenden beiden Erzählungen schildern Erlebnisse, wie sie jeder „alte Afrikaner" berichten kann.

Eine verhängnisvolle Leopardenjagd

Plötzlich stutzte ich: auf dem Sandplatz einer Wildtränke stand, wie aus der Erde gewachsen, ein mächtiger Leopard. Einige Sekunden blieb er horchend stehen und äugte verstohlen nach allen Seiten. Sicherlich hatten die anderen Tiere ihren gefährlichen Feind nicht bemerkt, denn sonst wären sie längst über alle Berge. Langsam näherte er sich dem ziemlich seichten Wasser und spähte mißtrauisch nach etwaigen Krokodilen — die zu seinen Erzfeinden gehören — aus. Endlich, als er sich ganz sicher fühlte, beugte er sich über das Wasser und begann langsam seinen Durst zu stillen. Einige Minuten später drehte er sich aufmerksam um, horchte auf und verschwand im anliegenden Gebüsch. Ärgerlich darüber, daß ich dem prächtigen Burschen nicht ans Fell gehen konnte, wendete ich meinen Blick den äsenden Tieren zu.

Da auf einmal ein wildes und wüstes Durcheinander! Markerschütterndes Kreischen, Heulen und Quietschen. Selbst unser Lager geriet in Aufruhr. Zu Tode erschrocken, rasten die Tiere Hals über Kopf nach allen Himmelsrichtungen auseinander. Dichte Staubwolken wirbelten empor, und wenige Augenblicke später lag über der Steppe nur ein undurchsichtiges Staubmeer. Meine Träger starrten mich ganz entsetzt an. Allmählich wurde es wieder klar. Unten in der Steppe war kein einziges Tier zu sehen. Meine Vermutung, daß der Leopard der Urheber dieser Verwüstung sei, bestätigte sich bald. Links, einige Meter von einer größeren Strauchgruppe entfernt, schleppte der Räuber eine ziemlich kräftige, noch im Todeskampf sich sträubende Antilope ins Gebüsch. Wütend über den Störenfried, wohl auch des wundervollen Felles wegen, packte mich eine unüberwindliche Jagdlust auf den

Burſchen. Braun, der im Nu zwei Büchſen zur Hand hatte, ging es ebenſo. Mit einigen kühnen Sätzen landeten wir unten in der Steppe. Vorſichtig, in gebückter Haltung, die Gewehre ſchußbereit, ſchlichen wir uns dem Verſteck näher. Wir konnten den Aufenthaltsort der Wildkatze nicht verfehlen, denn ſchon waren hoch oben in der Luft zwei mächtige Aasgeier zu ſehen, die krächzend auf das Aas der Antilope harrten.

Schweißnaß, unter vielen Anſtrengungen, kamen wir dem Geſtrüpp näher; ſchon vernahm man das gräßliche Brechen und Krachen der Knochen des armen Geſchöpfes. Noch einige Meter vorwärts, und wir hatten den Räuber dicht vor uns. Zähnefletſchend, zerrend wühlte er mit ſeinem bluttriefenden Maule in dem entſetzlich zerfleiſchten Opfer. Er war mit ſeiner Beute ſo ſtark beſchäftigt, daß er nicht einmal unſer Nahen bemerkte. Vorſichtig einige Zweige zur Seite drückend, nahm ich liegend den Mordgeſellen aufs Korn. Doch ehe ich richtig abkommen konnte, hatte er wohl etwas Verdächtiges vernommen, und mit einem mächtigen Satz, laut knurrend, fegte er hinter einen benachbarten Dornenbuſch, hinter ihm her jagte eine Kugel aus meiner Büchſe. Im nächſten Augenblick lautes Stöhnen und Brüllen. Sicherlich hatte ich das Tier nur angeſchoſſen. Da bekanntlich eine verwundete Wildkatze den ſtärkſten Gegner angreift, mußten wir ſehr vorſichtig zu Werke gehen. Nach dem Brüllen zu urteilen, befand ſich der Leopard noch hinter dem Dornſtrauch. Schnell feuerte ich dorthin noch zwei Schüſſe. Jetzt verſtummte das Brüllen, ſchmerzliches Röcheln folgte, und dann wurde es totenſtill.

„Jetzt iſt es aus mit ihm", triumphierte lachend mein Kamerad, und mit mehr Hitze als Vorſicht eilte er trotz meiner Warnung voraus. Er war kaum fünf Schritte von dem Buſch entfernt, als plötzlich mit lautem Gebrüll der verwundete Leopard über die Dornen ſetzte, ſich, noch ehe einer von uns beiden ſchießen konnte, auf meinen entſetzten Gefährten ſtürzte und ihn mit einem mächtigen Schlage ſeiner fürchterlichen Pranke zu Boden ſtreckte. Das Gewehr flog in hohem Bogen ins Gras. Der Tropenhelm glich einer zuſammengedrückten Pappſchachtel.

Ich ſelbſt war vor Schreck wie gelähmt. Glücklicherweiſe, wie ich jetzt ſah, war der Unterkiefer der Beſtie von einer Kugel völlig zerſchmettert und der Leopard deshalb nicht imſtande, mit der gewöhnlichen Kraft zu beißen. Trotzdem bot ſich ein unbeſchreiblich grauenvoller Anblick. Der Wüterich riß mit ſeinen ſcharfen Krallen das Fleiſch vom Körper des Unglücklichen. Die nächſte Kugel mußte der Wildkatze ins Gehirn gehen; denn jede andere nicht augenblicklich tödliche Wunde würde den Räuber noch wilder machen. Doch wagte ich nicht zu ſchießen, weil ich befürchtete, meinen Gefährten zu treffen. Blitzſchnell riß ich meinen Hirſchfänger aus dem Stiefelſchaft, und mit einem wilden Aufſchrei vorſpringend, verſetzte ich mit unbeſchreiblicher Wut dem Ungeheuer einige kräftige Stiche. Gleich darauf flog die fauchende, knurrende Beſtie in die Höhe, erfaßte mich mit den ſcharfen Krallen und riß mich ebenfalls zu Boden, daß mir ſchwarz vor Augen wurde. Zu meinem

größten Unglück verlor ich durch den harten Aufschlag das Messer. Brennend drangen die gefährlichen Krallen ins Fleisch — ein Gefühl, als ob man mit rotglühendem Eisen übergossen wird. Von Schmerzen gefoltert, versuchte ich meine Augen vor den mächtigen Krallen zu schützen. Da mein Gefährte durch seine Verletzungen nicht in der Lage war, sich zu erheben, sah ich mich der Mordgier der Bestie ausgeliefert. Allmählich schwächte aber der Blutverlust den Leoparden, so daß ich nochmals zu einem verzweifelten Angriff überging. Mit geballten Fäusten schlug ich unter den bluttriefenden Kiefer der Bestie und versuchte mich durch Winden und Drehen zu befreien, aber um so mehr krallte sie sich fest. Es schien ihr letzter Verzweiflungskampf zu sein, denn mehr und mehr ließen die Kräfte nach. Endlich gelang es mir, aus der eisernen Umklammerung der Bestie zu entwischen. Das Tier war von dem Blutverlust so ermattet, daß es nicht mehr die Kraft hatte, sich von der Stelle zu bewegen. Ein Schuß in die Schläfe streckte es zu Boden. Inzwischen waren meine Träger herbeigeeilt. Leider zu spät. Schnell ließ ich Wasser holen, um die Wunden meines ohnmächtig in einer Blutlache liegenden treuen Kameraden zu waschen, dessen Brust vollkommen bloßgelegt war . . . Die blutdurchtränkten Kleider hingen in Fetzen am Körper. Schulter, Arme und Schenkel waren von tiefen Kratzwunden besät. Sofort ließ ich ihn ins Zelt tragen und verband, so gut es ging, die Wunden. Wir brachen so schnell wie möglich auf, um ihn zur nächsten Station zu schaffen. Doch auf dem Wege dorthin erlag er, ohne seine Besinnung wiedererlangt zu haben, seinen schrecklichen Verletzungen. Ich selbst war im Gesicht, an Armen und Beinen derart zerkratzt, daß ich die Reise unterbrechen und mich in ärztliche Behandlung begeben mußte . . .

Ein Kampf auf Leben und Tod mit einem Elefanten

Während der Verteidigung der Kamerun-Nordbahn im September 1914 hatte ich mit unserem Materialverwalter eines Morgens einen Jagdausflug unternommen, um für die Truppe einige Schweine zu schießen. Auf der Suche nach einem geeigneten Ansitz, hatte ich mich von meinem Kameraden entfernt, wobei ich dann plötzlich auf die riesige Fährte eines Elefanten stieß. Der Fährte nach und der Losung, die ich fand, zu urteilen, konnte das Tier nicht allzu weit sein. Obwohl mir nun bekannt war, daß die Jagd auf sogenannte Einzelgänger, die sich aus unbekannten Gründen von der Herde entfernen und weiterhin ein einsames Leben führen, besonders gefährlich ist, hatte mich ein unwiderstehlicher Drang gepackt, das Tier zu verfolgen. Von meinen Jagdgenossen war weit und breit nichts zu sehen. Mein einziger Begleiter war mein Boy. Dieser schien für eine Verfolgung wenig Neigung zu verspüren. Doch als er sah, daß sein Herr, ohne Furcht zu zeigen,

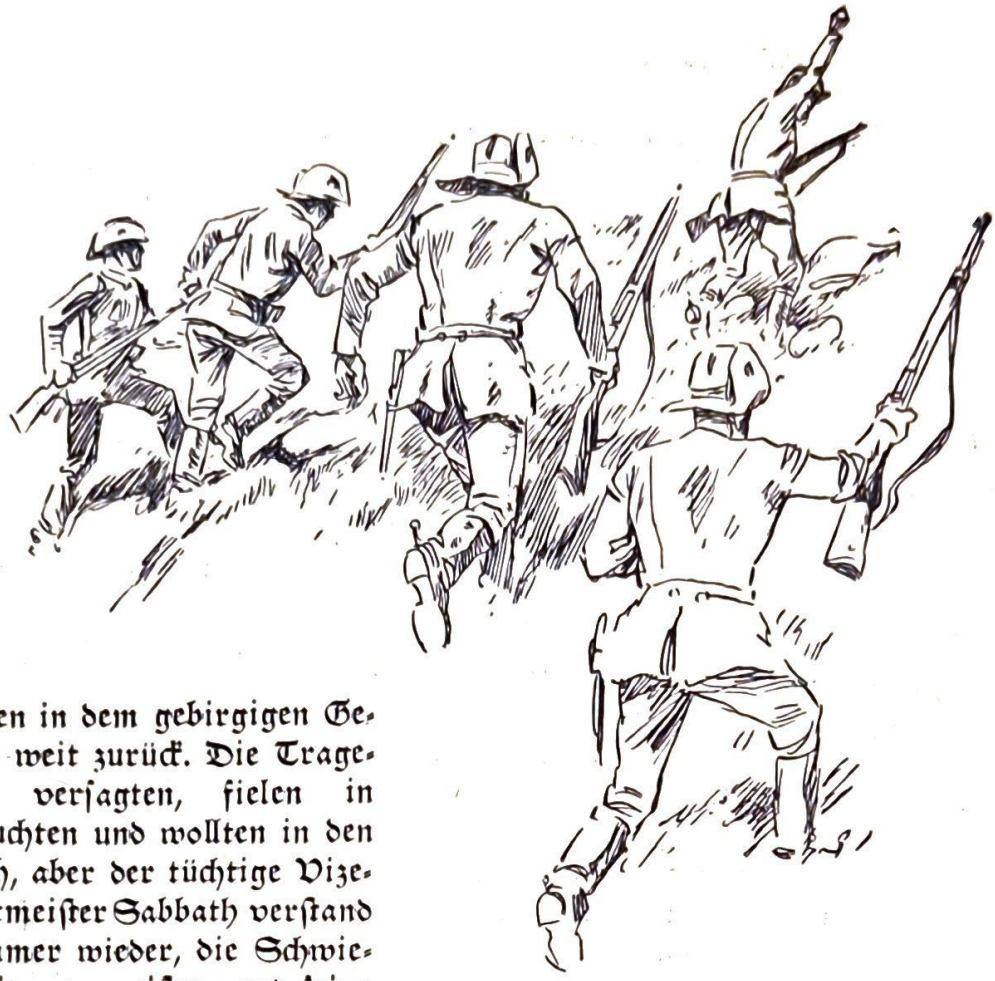
der Spur nachging, folgte er, natürlich in respektvoller Entfernung. Als einzige Waffe hatte ich einen 98er Karabiner bei mir. Würde es mir gelingen, mit dieser winzigen Waffe den Riesen zu erlegen? Ich hoffte es um so mehr, als die Windrichtung für die Verfolgung günstig war. Das einzig Gefährliche bei diesem Pürschgang war die Umgebung; denn diese bestand nur aus 3 bis 4 Meter hohem Elefantengras in der Stärke unserer hiesigen Maisstauden. Kein größerer Baum in der Nähe, um bei einem etwaigen Fehlschuß diesen erklimmen zu können. Ich mußte also damit rechnen, konnte ich den Schuß nicht so anbringen, daß der Koloß im Feuer zusammenbrach, von diesem angenommen zu werden. Während ich mich mit diesen Gedanken beschäftigte, hörte ich in nicht allzu weiter Ferne das Brechen des Unterholzes, ein Zeichen, daß der Bulle, denn nur um einen solchen konnte es sich handeln, langsam äsend weiterzog. Ich glaubte schon, die Verfolgung aufgeben zu müssen, weil ein noch weiteres Entfernen von der Stelle, wo ich meinen Jagdgefährten verlassen hatte, nicht ratsam war, als plötzlich das Brechen des Unterholzes verstummte. Auch ich blieb unwillkürlich stehen und lauschte, doch nichts regte sich. Mit größter Vorsicht folgte ich jetzt der weit ausgetretenen Spur, behutsam Schritt für Schritt, jedes Geräusch ängstlich vermeidend, kam ich unter der glühenden Sonne nur langsam vorwärts. So mochte ich wohl 10 bis 20 Minuten gegangen sein, als ich auf etwa 50 Meter Entfernung den Elefanten zu Gesicht bekam. Er stand mir querab in seiner gewaltigen Größe, bewaffnet mit ein Paar riesigen Stoßzähnen, und schien zu schlafen; denn außer seinen gewaltigen Ohren regte sich nichts an ihm. Nunmehr kamen mir doch Bedenken; denn in seiner Stellung konnte ich den sichersten Schuß, oberhalb des Rüsselansatzes oder die Stelle hinter dem Ohr, nicht anbringen. Zeit zum langen Überlegen hatte ich nicht, jeden Augenblick konnte das Tier meine Nähe wittern. Ich mußte also, wenn ich einen Schuß wagen wollte, auf das Blatt halten. Es war für mich ein gefährlicher Augenblick; doch der Preis, der mir winkte, war zu verlockend. Langsam hob ich die Flinte, ein kurzes Zielen, dann ließ ich fliegen. Was ich nun sah, ließ mir das Blut in den Adern erstarren. Meine Hoffnung, das Tier im Feuer zusammenbrechen zu sehen, hatte sich nicht erfüllt. Wohl ging ein Zittern durch den gewaltigen Körper, aber in der nächsten Sekunde kam das Ungetüm auf mich zugerannt, an ein Ausweichen war nicht mehr zu denken. Schon im nächsten Augenblick hatte mich der Elefant mit seinem riesigen Rüssel erfaßt, und wenn ich in diesem Augenblick die Besinnung verloren hätte, hätte ich unter seinen Vorderfüßen mein Leben ausgehaucht. Meine Rettung, daß dieses nicht geschah, waren seine riesigen Stoßzähne. Mit Todesverachtung und meiner ganzen Kraft klammterte ich mich mit beiden Händen an einem der Zähne fest, so daß sein Vorhaben, mich zu Boden zu schmettern und dann mit den Füßen zu zermalmen, dadurch vereitelt wurde. Allmählich aber erlahmten meine Kräfte, und ich sah nunmehr meinen sicheren Tod vor Augen. Plötzlich fühlte ich mich emporgehoben und im nächsten Augen-

blick in hohem Bogen durch die Luft ſauſen, um etwa, 30 Meter entfernt, unſanft auf dem Boden zu landen. Dort blieb ich regungslos, doch bei voller Beſinnung, liegen, in der Hoffnung, das Tier würde von mir ablaſſen. Dieſer Hoffnung wurde ich ſchon im nächſten Augenblick beraubt, als ich das Ungetüm wieder auf mich zuraſen ſah. Mit tödlicher Sicherheit fand er mich, und wieder wurde ich von ihm einige 20 Meter fortgeſchleudert. Bislang war mir bei dieſen Stürzen nichts geſchehen, der Boden war weich, doch taten mir alle meine Glieder dermaßen weh, daß ich glaubte, einen dritten Angriff nicht mehr zu überleben. Kaum hatte ich dieſen Gedanken ausgedacht, erfolgte auch ſchon dieſer Angriff. Wieder flog ich wie ein Ballon durch die Luft, doch dieſes Mal hatte wohl unſer Herrgott ein Einſehen, das Spiel des Rieſen mit dem Zwerg hatte ein Ende; denn ich landete jenſeits eines tiefen, aber trocknen Grabens. Was nun meinen Angreifer davon abgehalten hat, dieſen Graben zu durchqueren, iſt mir bis heute noch ein Rätſel, und wird es wohl auch immer bleiben. Jedenfalls war es eine eigenartige Lage: drüben mein Widerſacher mit hocherhobenem Rüſſel in ſeiner gigantiſchen Größe, und ihm gegenüber das Opfer mehr tot als lebendig. So lag ich, unfähig, ein Glied zu rühren, und ſtarrte ihn an. Die Sekunden wurden mir zu einer Ewigkeit. Plötzlich ertönte ſein Trompetenſignal mit unwiderſtehlicher Kraft zu mir herüber, er wollte damit wohl anzeigen, daß er der Sieger in dieſem Kampfe geblieben war, dann machte er kehrt und trollte gemütlich von dannen.

Lettow-Vorbeck erzählt vom Kampf der Schutztruppe

Aus allen Richtungen drängte der Feind, immer mit großer Übermacht. Mit unserer knappen Munition konnten wir schwere Gefechte selten so lange durchhalten, wie wir eigentlich wollten. Tagsüber wurde gefochten, nachts wurde marschiert, neue Stellungen gesucht und gegraben, daneben zwang die bittere Not, nach Verpflegung zu suchen, damit die fechtende Truppe zu leben hatte, Kranke und Verwundete lagen täglich in Mengen zum Abtransport da. Wohin damit? Woher die vielen Träger nehmen? Woher das Verbandzeug? Überlastet waren die Lazarette, überarbeitet die Ärzte. Überanstrengt waren auch die meisten Kompanien von den unausgesetzten Gefechten. Kein Ende war abzusehen. Dazu strahlte uns die liebe Sonne immer so brennend auf den Schädel, daß wir selten das Frieren hatten. Hitzeferien hätten wir täglich haben können, hätten sie auch dankend angenommen.

Bei dem Kleinkrieg der Patrouillen hatte der Feind eines Tages allerlei Post von uns erbeutet. Ein andermal wieder hatten wir ihm Post abgenommen. Merkwürdigerweise fand sich, daß in seinen erbeuteten Postsäcken unsere eigene Post wieder drin war, die der Feind sich durchgesehen, alles Wichtige angestrichen und gerade wieder weitergeschickt hatte. Aus der feindlichen Post ersah ich, daß der Gegner keine Ahnung hatte, wo ich mich aufhielt. Das schien mir aber am allerwichtigsten zu sein; denn dadurch wußte er nicht, wo der Hauptteil unserer Truppe war. Der Feind drang von allen Seiten mit aller Wucht vor, um uns zu zerquetschen. So beschloß ich, ihn bei Lindi bei der Abteilung Wahle, die bei Mahiwa stand, zu überraschen und zu schlagen. Im Vertrauen auf das Kriegsglück, marschierte ich Mitte Oktober mit fünf Kompanien und zwei Gebirgsgeschützen über die Berge Tag und Nacht gegen Mahiwa. Die Geschütze



blieben in dem gebirgigen Gelände weit zurück. Die Tragetiere versagten, fielen in Schluchten und wollten in den Busch, aber der tüchtige Vizewachtmeister Sabbath verstand es immer wieder, die Schwierigkeiten zu meistern und seine Kanonen vorzubringen. Von weitem schon hörte ich bei Mahiwa Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Ein Gefecht war im Gange. Vor Eintritt der Dunkelheit traf ich auf dem linken Flügel der Abteilung Wahle gerade zur rechten Zeit ein, als der Feind durch den Busch ihn umgehen wollte. Die einschlagenden Geschosse hatten für mich die unangenehme Folge, daß einer meiner Träger, der meine Schreibtasche mit den wichtigsten Meldungen und Karten trug, plötzlich auf zwei Tage verschwunden war. Unsere beiden zuerst eintreffenden Kompanien, Abteilung Ruckteschell, gingen sofort mit Gegenangriffen gegen die feindliche Umfassung durch den Mahiwasumpf vor und warfen die Gegner zurück. Die Kompanien gruben sich dann ein. Am 16. morgens begab ich mich dorthin und stellte fest, daß sich der Feind dicht gegenüber auf 60 bis 100 Meter gleichfalls verschanzt hatte. Der Busch war so dicht, daß man kaum 50 Meter weit sehen konnte, und das feindliche Feuer so gut gezielt, daß man sich sehr in acht nehmen mußte. Als Ruckteschell mir eine Tasse Kaffee anbot, mußten wir sehr vorsichtig trinken, daß uns keine blauen Bohnen hineinfielen. Siebenmal an diesem Tage versuchte der Feind, unseren linken Flügel einzudrücken, ebenso oft wurden die bis auf 50 Meter heranflutenden Wellen mit starken Verlusten zurückgeschlagen. Da ließ ich die Abteilung Göring dem Gegner in die rechte Flanke marschieren. Ich beobachtete zu meinem

Erſtaunen, wie Göring immer weiter nach links ausholte. Er war nämlich überraſchend auf einen neuen Gegner, die Nigeriabrigade, geſtoßen, der von Norden her anlief und uns im Rücken packen wollte. Dieſer Gegner wußte nichts von unſerem Eintreffen in Mahiwa und wollte General Wahle von rückwärts faſſen, während zur ſelben Zeit auf Wahles rechtem Flügel eine andere Diviſion energiſch angriff. Die Nigeriabrigade war nun ebenſo überraſcht wie Hauptmann Göring, fand ſich aber nicht ſo ſchnell in die neue Lage. Göring ging mit ſeinen Kompanien ſo energiſch im Buſch vor, daß er den Feind überraſchte, durcheinanderwarf und in die Flucht ſchlug. Ein feindlicher Offizier, der eine Munitionskolonne führte, hielt unſere Truppen für die ſeinigen und brachte uns 150 000 Beutepatronen. Ein Geſchütz mit Munition wurde im Sturm genommen, und mehrere hundert Nigeria-Askari lagen tot auf dem Felde. Rechts von Hauptmann Göring ſchlug die Abteilung Ruckteſchell ebenfalls den Feind ein Stück in den Buſch zurück.

Gleichzeitig mit dieſem Kampf auf unſerem linken Flügel griff der Feind in den folgenden Tagen die Abteilung Wahle mit großer Anſtrengung und ſtarker Übermacht an. Immer wieder wurden friſche Truppen gegen unſere Front geführt, und die Gefahr, daß unſere Front nicht ſtandhalten würde, war groß, und das Gefecht ſchwer. Wurde die Front eingedrückt, war das Gefecht für uns verloren, aber unſere Askari ſchlugen ſich meiſterlich, und alle hatten das Gefühl, daß es ſich hier um einen entſcheidenden Schlag handelte. Für Umfaſſungen auf unſerem rechten Flügel war das Buſchgelände zu ſchwierig. Weder der Gegner noch wir konnten irgendwelche Umgehungen bewerkſtelligen. Alles, was dort verfügbar wurde, wurde an der Front im Zentrum eingeſetzt, um dieſe zu halten, und unſere Hoffnung beſtand darin, daß der Gegner ſich in dieſen hartnäckigen Frontalangriffen endlich doch verbluten müßte. Die Abteilung Göring war nach ihrem gutgeglückten Umgehungsangriff ebenfalls zur Verſtärkung dieſer Front herangezogen. So wurde es möglich, daß wir dieſe nicht nur halten, ſondern auch durch kraftvolle Gegenſtöße dem Feind die ſtärkſten Verluſte und ſchließlich die Niederlage beibringen konnten. Bis zum 18. Oktober abends, alſo ganze vier Tage lang, ſtürmten immer neue Angriffswellen gegen unſere Linie an, aber ich überzeugte mich perſönlich, daß die Wucht des Angriffs allmählich nachließ und die Niederlage des Feindes eine vollſtändige wurde.

Am 18. Oktober abends hatten wir mit unſeren etwa fünfzehnhundert Mann eine feindliche Diviſion von über ſechstauſend Mann vollſtändig geſchlagen und dem Feind die ſchwerſte Niederlage beigebracht, die er, abgeſehen von Tanga, überhaupt erlitten hat. Seine Verluſte waren, nach Angabe eines höheren engliſchen Offiziers, über 2000 Mann. Bei uns waren 14 Europäer, 81 Askari gefallen, 55 Europäer, 367 Askari verwundet. Unſere Beute: 1 Geſchütz, 6 ſchwere, 3 leichte Maſchinengewehre und etwa 300 000 Patronen.

Ein Leutnant der englischen Kolonialarmee sagt: Die deutschen Soldaten in Ostafrika haben Ungeheures geleistet

Staunenswert war es, wie die Deutschen in der Höllenglut des Klimas, in der feuchten Urwalddunstluft gegen unsere Übermacht bestanden. Was wir Woche um Woche litten, ehe eine neue Truppenablösung uns aus dem afrikanischen Fegefeuer befreite, das litten die Deutschen — ohne Pause, ohne Erholung — Jahr um Jahr, und doch hatten wir sie zu Ende des Jahres 1917 mit unseren insgesamt 300 000 Soldaten nicht klein gekriegt. Wenn man es recht überlegt, war das alles eigentlich eine ganz gewaltige Mobilmachung gegen ein kleines Häuflein Feinde, das uns Jahr und Tag zu trotzen und mit der Waffe in der Faust bei jeder Gelegenheit die Stirn zu bieten wagte.

Wir erhielten endlich Meldung: „Die Deutschen überschreiten den Rovuma, knapp an Munition und Verpflegung, kriegsmüde und niedergeschlagen." — Wir frohlockten! Wir sagten: „Nun endlich werden wir sie bekommen!"

Und richtig! Eines Tages erschienen an unseren Fronten, einzeln und in Gruppen, waffenlose Soldaten in der, in der Farbe der Wildnis gefärbten, uns aus den Kämpfen bekannten, arg mitgenommenen Kleidung der Deutschen. Sie ließen sich willig gefangennehmen.

Aber es waren Portugiesen, die in Lumpen steckten!

Die angeblich kriegsmüden und niedergeschlagenen Deutschen hatten die portugiesische Festung Ngomano, die von 1000 Soldaten besetzt war, gestürmt und eine Viertelmillion Patronen und alle Gewehre erbeutet. Sie schlugen ihre englischen, früher bei uns erbeuteten Waffen, zu denen ihnen im Augenblick die Patronen fehlten, um die Baumstämme, daß die Schäfte zersplitterten und die Läufe knickten, bewaffneten und kleideten sich neuzeitlich portugiesisch, indem sie mit den Portugiesen die Kleider tauschten, und entließen die gefangengenommenen portugiesischen Soldaten mit ihrer eigenen alten, zerrissenen Kleidung. Die Portugiesen, in den Lumpen der Deutschen, suchten uns auf, die Deutschen aber wandten sich weiter landeinwärts, ins Innere der portugiesischen Kolonie, in einem ununterbrochenen Siegeszuge alle befestigten Plätze erobernd.

Einmal schickte mich Major G. J. Giffert mit einem Zuge King-African-Rifles auf einen vorgeschobenen Posten. Nachts wurden wir von einer feindlichen Streife überfallen und mußten — völlig überrascht und nur halb bekleidet — Hals über Kopf zurückgehen. Als wir

am Morgen mit Verstärkung auf den Posten zurückkehrten, waren die Deutschen fort. Sie hatten alle unsere Sachen mitgenommen. Meine neuen Langschäfter waren weg, dafür standen ein Paar zerrissene Schnürschuhe am Platze. Bis Ersatz von der Küste eintraf, mußte ich diese tragen. Ich fand, daß die Deutschen große Füße haben. Ich habe die folgenden Tage viel geflucht. —

Es mag seltsam erscheinen, daß es den Deutschen sooft gelang, in unsere Kolonnen einzudringen. Die Deutschen vermieden die bekannten Straßen und bewegten sich auf Eingeborenenpfaden durch das Herz des Busches.

Können die Deutschen kolonisieren? Behandeln sie die Eingeborenen menschlich und gerecht? Das sind gewichtige Fragen, die oft aufgeworfen werden. — Ich habe Deutsch-Ostafrika gründlich kennengelernt, und die Wahrheit gebietet mir zu sagen, daß das Land von einer hohen Kultur der Kolonisation zeugt. Und die Eingeborenen hielten auch in den schwersten Zeiten des Krieges zu den Deutschen. Dies blieb mir lange unbegreiflich. Erst die Geschichte mit dem Boy Ali ließ es mich verstehen. — Im Buschkrieg waren für die Weißen tüchtige schwarze Diener ein wichtiges Erfordernis. Gesundheit und Dienstfähigkeit hingen geradezu von diesen Schwarzen ab, die mit mehr oder minder großer Sorgfalt ihre Herren betreuten. Wir alle wußten, daß die Deutschen im Buschkrieg erprobte, außerordentlich kundige und willige Boys besaßen, und wir versäumten keine Gelegenheit, um solche Schwarze zu schnappen und in unsere Dienste zu nehmen. Einmal wurde mir der Boy Ali zugewiesen. Ali war mit seinem deutschen Herrn, den wir schwer verwundet im Buschwald gefunden hatten, gefangen genommen worden. Ali war ein kluger, aufgeweckter Neger; aber er wollte nicht bei mir arbeiten. — „Warum willst du nicht bei mir arbeiten?“ ließ ich ihn durch den Dolmetscher fragen. — „Ich bin bei den Deutschen im Dienste gewesen, jetzt kann ich nicht beim Audi — beim Feinde — Dienste tun!“ sagte Ali stolz. Ich antwortete ihm: „Wir sind nicht die Feinde der Schwarzen, wir sind ihre Freunde! Wir bekämpfen nur die Deutschen, die euch bedrücken und ungerecht behandeln.“ — Die Antwort des Negers überraschte mich.

„Das ist nicht wahr!“ rief Ali mit blitzenden Augen. „Die Deutschen haben uns nie bedrückt und nicht ungerecht behandelt! Glaubst du, Herr, wir blieben sonst bei den Deutschen und hungerten und litten mit ihnen? Kein Deutscher könnte verhindern, daß wir Neger davonlaufen und in unsere Heimat zurückkehren; wir bleiben freiwillig bei ihnen. Sieh, Herr, die Deutschen gehen auf unsere Sitten ein und reden in unserer Sprache mit uns. Wie selten kann ein Engländer unsere Sprache reden! Wie aber

ſoll er uns verſtehen und richtig behandeln können, wenn er einen Dolmetſcher braucht, um mit uns zu reden? —

Ich ließ Ali ſagen, er müſſe bei mir arbeiten! Damit brach ich das Geſpräch ab.

Nach einigen Tagen war Ali verſchwunden. Er hatte eine Nacht zur Flucht benützt, hatte die neuen Tücher, die ich ihm als Kleider gegeben, vor die Türe meines Zeltes gelegt und ſeine alten Lumpen mitgenommen. Ich hörte nie wieder von ihm. Wahrſcheinlich war er zu den Deutſchen zurückgegangen.

Allenthalben hielten die Eingeborenen, ihre Häuptlinge und Führer, zu den Deutſchen, erſchwerten unſere Erkundungen und gaben dem Feind wertvolle Nachrichten über unſere eigenen Pläne. Wir verſuchten alles mögliche, um Nachrichten über die Deutſchen einzuziehen. Kabel und drahtloſe Telegraphie ſtanden uns zur Verfügung, Flieger erkundeten das Gelände, durch große Geſchenke verſuchten wir die Neger willfährig zu machen. Aber meiſt wurden wir getäuſcht, und die Deutſchen griffen uns an, wenn wir gerade ſelbſt einen Angriff vorbereiteten. Ich hatte den Krieg in Oſtafrika gründlich ſatt. Sich von einem Gegner, der kaum ſtärker als eine Räuberbande iſt, immerzu ins Bockshorn jagen laſſen zu müſſen, iſt für einen Sohn Alt-Englands unerträglich. Es war das reine Poſſenſpiel, wobei ſtets wir die Leidtragenden waren.

Der deutſche General kämpfte in den Tagen des Novembers 1918 bis zwei Tage nach dem Waffenſtillſtand in Europa mit dem ſtets treugebliebenen Siegerglück. Der Krieg ging zu Ende. Wir haben die Deutſchen nicht beſiegt. Sie haben ſich ſelbſt beſiegt, das heißt ſie haben auf Grund der Bedingungen des Waffenſtillſtandes, den die deutſche Regierung in Europa mit uns ſchloß, unter Proteſt die Waffen niedergelegt.

Ich ſah den deutſchen General und ſeine Soldaten nun von Angeſicht zu Angeſicht. Es war kaum einer unter ihnen, der nicht krank, elend und abgemagert ausſah. Aber alle gingen ſie aufrecht und ſtolz!

Die deutſchen Soldaten in Oſtafrika, die in der Hauptſache aus Siedlern beſtanden, haben Ungeheures geleiſtet. Wir müſſen es anerkennen.

Der Führer fordert unsere Kolonien zurück!

Das deutsche Volk hat sich einst ein **Kolonialreich aufgebaut, ohne irgend jemand zu berauben** und **ohne irgendeinen Vertrag zu verletzen.** Und **es tat dies ohne irgendeinen Krieg.** Dieses Kolonialreich wurde uns genommen. Die Begründungen, mit denen heute versucht wird, diese Wegnahme zu entschuldigen, sind nicht stichhaltig.

Erstens: Die Eingeborenen wollen nicht bei Deutschland sein. Wer hat sie gefragt, ob sie bei jemand anderem sein wollen, und wann sind überhaupt die kolonialen Völker befragt worden, ob sie bei den früheren Kolonialmächten zu sein Lust und Liebe besäßen.

Zweitens: Die deutschen Kolonien sind von den Deutschen gar nicht richtig verwaltet worden.

Deutschland hat diese Kolonien erst wenige Jahrzehnte vorher erhalten. Sie wurden mit großen Opfern ausgebaut und waren in der Entwicklung begriffen, die heute zu ganz anderen Resultaten geführt haben würde, wie etwa im Jahre 1914. **Aber immerhin waren die Kolonien durch uns so entwickelt, daß man sie für wert genug hielt, um uns in blutigen Kämpfen entrissen zu werden.**

Drittens heißt es: Diese Kolonien besäßen gar keinen wirklichen Wert. Wenn dies der Fall ist, wird diese Wertlosigkeit ja auch für die anderen Staaten zutreffen, und es ist nicht einzusehen, weshalb man sie uns dann erst recht vorenthalten will.

Im übrigen:

Deutschland hat niemals Kolonien gefordert zu militärischen Zwecken, sondern ausschließlich zu wirtschaftlichen.

Also wird die Forderung nach Kolonien in unserem Lande als eine selbstverständliche sich immer wieder erheben.

Adolf Hitler

Quellenangabe:

Die Erzählungen „Eine verhängnisvolle Leopardenjagd" und „Ein Kampf auf Leben und Tod mit einem Elefanten" sind aus der kolonialen Monatsschrift Jambo (Verlag Friedrich M. Hörhold, Leipzig), 11. Jahrgang, Heft 10, bzw. 13. Jahrgang, Heft 1.

Der Bericht des Generals von Lettow-Vorbeck ist aus seinem Buch „Heia Safari!" (Verlag K. F. Koehler, Leipzig) und die Erzählung des englischen Leutnants ist dem Kolonialbuch „Jambo wato!", herausgegeben von Willy Bolsinger und Hans Rauschnabel (Verlag Christoph Steffen, Stuttgart-Gablenberg) entnommen.

Die beiden Lichtbilder für den Umschlag und die Beilage stellte uns der Reichs-Kolonialbund zur Verfügung. Die Aufnahme für das Bild der Beilage stammt von Hecker.